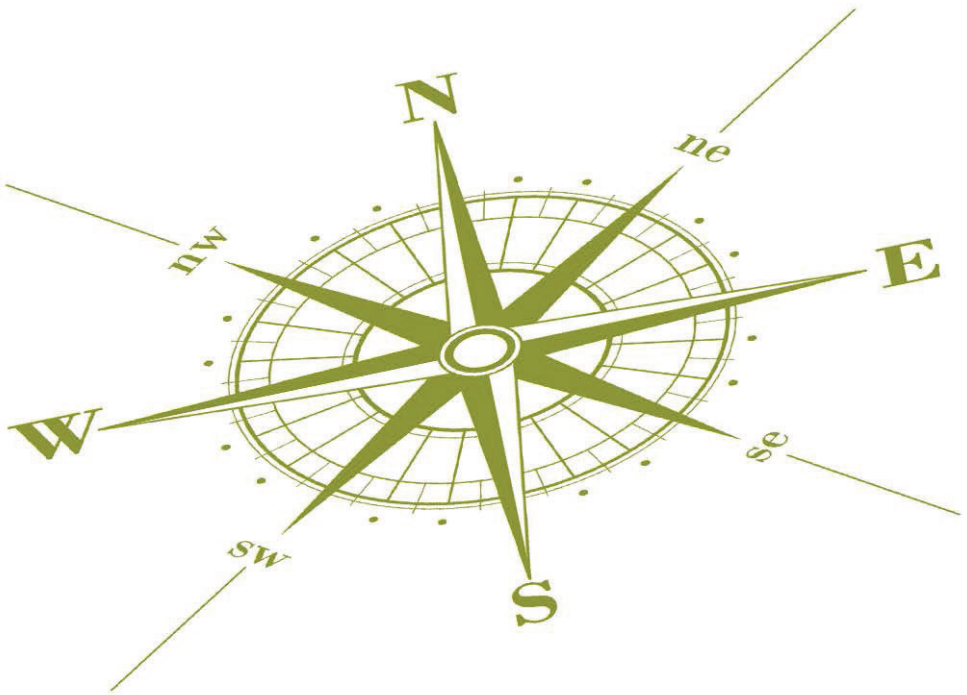


Susanne Brauer (Hg.)

«Alle Religion

ist erfahrungsbasiert»

Im Gespräch mit Hans Joas



EDITION **NZN**
BEI **TVZ**


PAULUS-AKADEMIE
Zürich

Susanne Brauer (Hg.)

«Alle Religion ist erfahrungsbasiert»

T V Z

Schriften Paulus-Akademie Zürich, Band 10

Susanne Brauer (Hg.)

«Alle Religion ist erfahrungsbasiert»

Im Gespräch mit Hans Joas

EDITION **N Z N**

BEI **T V Z**

Theologischer Verlag Zürich

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Umschlaggestaltung: Simone Ackermann, Zürich
Druck: ROSCH-Buch Druckerei GmbH, Scheßlitz

ISBN 978-3-290-20106-7

© 2015 Theologischer Verlag Zürich

www.edition-nzn.ch

Alle Rechte vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis

Einführung	7
I Aus religionspraktischer Sicht	
«Die Zukunft des Christentums» Kommentar zu Kapitel neun aus religionspraktischer Sicht JOSEF ANNEN	13
Leben in kontingenter Gewissheit ESTHER STRAUB	19
II Aus politik- und religionswissenschaftlicher Sicht	
Religiöse Vielfalt und gesellschaftlicher Pluralismus Politikwissenschaftliche Überlegungen zu ihrer Thematisierung in Hans Joas' «Glaube als Option» ANTONIUS LIEDHEGENER	27
Europa bleibt religiös – die Dynamik der Transzendenzerfahrung EVA BAUMANN-NEUHAUS	43
III Aus theologischer Sicht	
«An easy liberalism plagues the land ...» Über Liebe in den Zeiten der Autonomie CHRISTOPH AMMANN	63

Glaube und Moderne bei Hans Joas Ein Kommentar zu Kapitel vier «Modernisierung als kulturprotestantische Metaerzählung» GEORG PFLEIDERER	77
Glaube als Grösse und Grenze optionaler Moral HANSPETER SCHMITT	85
IV Replik	
Alle Religion ist erfahrungsbasiert HANS JOAS	101
Autorinnen und Autoren	117

Einführung

«Alle Religion ist erfahrungsbasiert.» Dieses Zitat stammt von Hans Joas und fasst eine der zentralen Thesen seines 2012 erschienen Buches «Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums» zusammen. Dabei gibt es aus Sicht des deutschen Soziologen, der sich in seinem wissenschaftlichen Denken intensiv mit der Entstehung und dem Wandel von Werten befasst, Religion als solche nicht. Vielmehr ist von Religion im Plural zu sprechen, von einzelnen Religionen, die in historisch situierten Überzeugungen und Handlungen einzelner Gläubiger und Religionsgemeinschaften leben (21)¹. Religionen, mit denen nicht nur Gottesvorstellungen sondern auch Werte wie beispielsweise Menschenwürde, Liebe, Gerechtigkeit oder Gnade verbunden werden, sind damit keine abstrakten Glaubensgebäude. Vielmehr bedürfen sie der lebendigen praktischen Erfahrung, der Rituale und Traditionen, in denen Werte und Ideale sowohl für das Individuum als auch für das Kollektiv erlebbar werden.

Mit dieser Sichtweise knüpft Hans Joas an sein Werk «Die Entstehung der Werte» (1999) an, und nimmt erneut den Faden des amerikanischen Pragmatismus auf. Für diese Denkrichtung bilden Handeln und Erfahrungen von Menschen den Ausgangspunkt normativer Überlegungen. Die Bindung an Werte erfolgt dabei für Hans Joas aus einer soziologisch-psychologischen Perspektive tief emotional über die Erfahrung der Selbsttranszendenz. Darunter ist ein subjektives Erlebnis zu verstehen, nämlich einer Kraft zu begegnen, die einen selbst übersteigt. Während Gläubige überzeugt sind, dass man in einem solchen Erleben einer realen Transzendenz, etwa Gott begegnet, würden Nicht-Gläubige dies bestreiten (153). Jedoch stehen auch Letzteren Weisen der Erfahrungen von Selbsttranszendenz und damit Wertebindungen offen: so zum Beispiel in der erotischen Erfahrung des Verliebenseins oder in einem ästhetischen Erlebnis des Ergriffenseins durch Musik, aber auch in der negativen Erfahrung von Gewalt

1 Seitenzahlen ohne weitere Nennung beziehen sich auf Hans JOAS' Buch *Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums*, Freiburg i. Br. 2012.

und Ohnmacht. Werte, an die man sich in solchen unterschiedlichen Erfahrungskontexten bindet, können dabei durchaus konvergieren. Man denke hier an Werte wie Menschenwürde oder Solidarität, die sowohl im religiösen als auch säkularen Kontext ihren Platz haben. Unabhängig davon, ob es sich um religiöse oder nichtreligiöse Werte handelt, ist für Hans Joas entscheidend, dass eine Bindung an Werte stets individuell und subjektiv erfolgt. Diese Bindung kommt aber nicht primär dadurch zustande, dass der Mensch sich durch rationale Argumente von der Güte eines Wertes überzeugen lässt, sondern indem er gefühlsmässig bewegt und begeistert wird und entsprechend motiviert ist, gemäss dem Wert zu handeln und zu leben.

Diesen Gedankengang greift Hans Joas in «Glaube als Option» auf. Aus soziologischer und historischer Perspektive fragt er, inwiefern heute (und auch in Zukunft) Religionen einen Ort der Selbsttranszendenz und damit Wertbindung bieten können. Die Gegenwart unserer Gesellschaft sieht er geprägt durch Bedingungen der Kontingenz: Gläubig zu sein, d. h. die Gewissheit zu haben, dass es Gott gibt, und in ihn sein Vertrauen zu setzen, ist heutzutage keine Notwendigkeit mehr, sondern ein Option neben weiteren: eben nicht an Gott zu glauben, oder einer anderen Religion anzugehören. Kontingent ist dabei der Glaube nicht im Sinne einer Beliebigkeit oder Zufälligkeit, als wäre er auswechselbar wie ein Paar Schuhe. Die Wertbindung, die der Einzelne erlebt, bleibt für diesen weiterhin selbstevident und eine Gewissheit. Kontingenz bezeichnet vielmehr die Erweiterung von Handlungsmöglichkeiten, insofern verschiedene Religionen als auch ein Atheismus als überzeugende Werthaltung gesellschaftlich akzeptabel sind.

In dieser Pluralisierung und Säkularisierung sieht Hans Joas nicht die Gefahr eines Moralverfalls, sondern steht ihr aus folgender Überlegung durchaus positiv gegenüber. In der Auseinandersetzung mit dem, was einem fremd ist, erfährt man zum einen etwas über sich selbst und was die eigene Werthaltung oder Religion spezifisch ausmacht. Dadurch kann auch ein Gefühl der Wertintensivierung ausgelöst werden. Zum anderen kann im Dialog ein Verständnis für die Geschichte und Deutungen der anderen Werttraditionen entstehen und Gemeinsamkeiten aufgedeckt werden, die zu einer Wertegeneralisierung führen können. Eine solche Verallgemeinerung von Werten auf einer höheren Abstraktionsstufe ist jedoch nicht als ein Minimalkonsens verschiedener Parteien oder als ein kleinster gemeinsamer Nenner aufzufassen, der die Fülle der einzelnen Wertetraditionen auszublenden versucht. Gerade die Kenntnis der verschiedenen Traditionen und Deutungsgeschichten, die zu der Bindung an bestimmte Werte dazugehören, ist für das Verständnis *geteilter* universaler Werte entscheidend.

Mit diesen einleitenden Bemerkungen ist grob der theoretische Rahmen skizziert, in dem die in diesem Sammelband präsentierten Beiträge platziert sind. Alle Beiträge greifen Gedankengänge aus Hans Joas' Buch «Glaube als Option» auf und entwickeln diese aus der jeweiligen Fach- oder Berufsperspektive weiter. Das Anliegen der Publikation ist dabei, sowohl aus der Sicht verschiedener Wissenschaftsdisziplinen Hans Joas' Thesen zu diskutieren, als auch religions- und kirchenpraktische Sichtweisen zu Wort kommen zu lassen und damit auch nach der praktischen Relevanz von Hans Joas' historisch-soziologischen Beobachtungen und Deutungen zu fragen. Der Sammelband stellt dabei eine Fortsetzung der Gespräche zwischen den Autorinnen und Autoren und Hans Joas dar, die an einer Tagung der Paulus-Akademie Zürich am 6. Februar 2014 intensiv geführt wurden. Der Dialogcharakter wird im vorliegenden Band beibehalten, insofern er mit einer Replik von Hans Joas auf die einzelnen Beiträge schliesst. Eröffnet wird der Band mit Beiträgen «Aus religionspraktischer Sicht». Generalvikar Josef Annen und die evangelisch-reformierte Gemeindepfarrerin Esther Straub, beide aus Zürich, werfen einen differenzierten Blick einerseits auf das in der eigenen Biografie erfahrene kirchliche Milieu und die eigene religiöse Sozialisation, andererseits auf die heutige Stellung der Kirchen und ihren Umgang mit politischen Gesellschaftsfragen. Im zweiten Teil «Aus politik- und religionswissenschaftlicher Sicht» beleuchtet der Politikwissenschaftler und Zeithistoriker Antonius Liedhegener aus Luzern unter anderem das heutige Verhältnis von Religion und Staat in der Schweiz und versucht eine Übertragung empirischer Beobachtungen auf John Rawls' philosophischer Theorie des politischen Liberalismus. Die Religionswissenschaftlerin und Ethnologin Eva Baumann-Neuhaus aus St. Gallen schildert im Anschluss eindrücklich die wachsenden Tendenzen der Pfingstbewegung und deren Einzug in Europa über Migrationsströme. Im dritten Teil «Aus theologischer Sicht» stellt der evangelische Theologe und Ethiker Christoph Ammann aus Zürich kritische Fragen zum heutigen Primat der individuellen Autonomie und macht sich für eine Etablierung des Liebesethos in ethischen Überlegungen stark. Der evangelische Theologe Georg Pfeleiderer aus Basel setzt sich unter anderem mit der Kulturbedeutung des Christentums und Hans Joas' Thesen zur Moderne auseinander. Einen ähnlichen Faden greift auch der katholische Theologe Hanspeter Schmitt aus Chur auf und beleuchtet die wechselseitige Dynamik zwischen der geschichtlichen Entwicklung von Moral und Religion.

Die erwähnte Tagung fand im Rahmen des Netzwerkes OIKOSNET Europe statt und wurde – wie auch die vorliegende Publikation – durch die SIGTUNA Stiftung aus Schweden finanziell unterstützt, der an dieser Stelle zu danken ist.

Ein Dank gebührt ebenfalls der Katholischen Kirche im Kanton Zürich für die freundliche finanzielle Unterstützung dieser Bandes.

Zürich, im Januar 2015

Susanne Brauer

I Aus religionspraktischer Sicht

«Die Zukunft des Christentums»

Kommentar zu Kapitel neun aus religionspraktischer Sicht

JOSEF ANNEN

Vorbemerkung

Bevor ich aus religionspraktischer Sicht meinen Kommentar zu den Thesen von Hans Joas zur «Zukunft des Christentums» (Kapitel neun) formuliere,¹ möchte ich seine Ausführungen zum Säkularisierungsbegriff an meiner eigenen Biografie kurz verifizieren.

Ich bin in einem katholischen Milieu in den fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts aufgewachsen, habe diese geschlossene Welt als beheimatend und bergend erlebt. Nicht zuletzt waren die guten Erfahrungen mit Glaube und Kirche, die ich in Familie und Pfarrei machen durfte, Grund für meinen Entschluss, Theologie zu studieren und Priester zu werden.

Freilich war dieses schützende katholische Milieu gleichzeitig auch ein kontrollierendes und enges.

Ein Beispiel: Als Gymnasiast hatte ich mich über eine Predigt eines Kapuzinerpaters in meiner Dorfkirche so aufgeregt, dass ich einen kritischen Leserbrief zur Predigt für die Dorfzeitung geschrieben habe. Doch der Artikel ist nie erschienen. Erst viel später, anlässlich meiner Primiz, hat mir der Pfarrer gesagt: «Weisst du, damals, als du die Kapuzinerpredigt so vernichtend kommentiert hattest, kam der Redaktor der Zeitung zu mir, und wir beide – der Pfarrer und der Redaktor – haben beschlossen, der Leserbrief wird nicht veröffentlicht».

Säkularisierung hiess für mich zu dieser Zeit: Es gibt nebst dem christlich-kirchlichen Glaubenswissen noch ganz andere Weltauffassungen, die nichts mit Gott zu tun haben. Sie begegneten mir in der Literatur, Kunst, Philosophie oder in politischen Meinungen.

Was das näherhin bedeutet, habe ich in meinen ersten Priesterjahren in Winterthur erfahren. Ich lebte nun in der so genannten Diaspora, nicht mehr im

1 Ich beziehe mich auf Hans JOAS, *Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums*, Freiburg i. Br. 2012, 185–200.

katholischen Milieu der Innerschweiz. Als katholische Kirche bildeten wir eine Minderheit, aber eine lebendige und weiterhin tragende.

Wiederum ein Beispiel: Ich unterrichtete katholische Religion an den Gymnasien in Winterthur. Der reformierte Pfarrer war mit seinen Lektionen im Stundenplan integriert. Ich als katholischer Religionslehrer durfte Randzeiten benutzen, morgens früh, über den Mittag, abends nach der Schule. Um die Schulräume musste ich mich selbst kümmern, sie wurden mir nicht zugewiesen wie dem reformierten Pfarrer.

Doch nicht wenige katholische Schüler und Schülerinnen kamen freiwillig zum katholischen Religionsunterricht, oft motiviert durch ein katholisch geprägtes Elternhaus. Die katholische Welt war angefochten, aber immer noch recht tragend.

Zehn Jahre später, Ende der achtziger Jahre, kehrte ich als Pfarrer in dieselbe Winterthurer Pfarrei zurück. Innerhalb dieser Zeit hatte sich die katholische Welt dort nochmals stark verändert. Familien, die ich vor zehn Jahren regelmässig im Sonntagsgottesdienst getroffen hatte, sagten mir nun: «Wissen Sie, wir sind jetzt freier geworden, wir bleiben wohl katholisch, aber dazu müssen wir sonntags nicht zur Kirche.» Andere, die noch vor zehn Jahren tragende Aufgaben innerhalb der Kirchgemeinde innehatten, sagten: «Wir sind aus der Kirche ausgetreten.» Das katholische Milieu hatte sich endgültig aufgelöst.

Meine Frage als Pfarrer war nun: Wie auf diese neue Herausforderung reagieren? Christliches Leben, Leben mit der katholischen Kirche heisst Entscheidung und ist letztlich eine Sache der Berufung. Es geht darum, in der Fülle der Lebensmöglichkeiten den christlichen Glauben und das Leben mit der Kirche als Chance für ein gelingendes und erfülltes Leben zu entdecken. Wir sind Christen und gehören der Pfarrei an, weil dieses Leben uns Perspektiven eröffnet, uns weitet und offen macht, uns Sinn und Orientierung gibt. Ein neues Pfarreibewusstsein und eine neue Pfarreigemeinschaft ist herangewachsen. Sie ermutigt mich bis heute, Glaube als Option zu begreifen.

Hans Joas fasst seine Ausführungen zur Zukunft des Christentums unter den drei Stichworten zusammen: überkonfessionell christliches Milieu, implizite Religion und Globalisierung des Christentums. Zu allen drei Stichworten mein Kommentar aus praktisch-theologischer Sicht. Ich beschränke mich dabei auf meine Wahrnehmung von Kirche als Generalvikar der katholischen Kirche in den Kantonen Zürich und Glarus.

1 Das überkonfessionell christliche Milieu drängt zu mutigen neuen Schritten in der ökumenischen Zusammenarbeit

Gestatten Sie, dass ich auch hier mit einem Beispiel beginne. Es war im Juni 2013. Reformierte Pfarrer, katholische Priester und ein orthodoxer Geistlicher laden zur Ökumenischen Tischgemeinschaft nach Gfenn bei Dübendorf ein. Die Initianten melden ihr Vorhaben dem Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, Papst Franziskus in Rom und dem Erzbischof von Canterbury. Die «Ökumenische Reformation» ist angebrochen, hiess die Schlagzeile. Radio, Fernsehen, Presse berichten über das bevorstehende Ereignis. Als Generalvikar beziehe ich Stellung und sage: «Interzelebration und Interkommunion bedeuten für die katholische Kirche: Die christlichen Kirchen sind sich in Bezug auf Glaubensbekenntnis, Sakramente und die Ämterfragen einig und können folglich gemeinsam Eucharistie feiern. Wir sind aber nicht so weit. Nur eine begrenzte eucharistische Gastfreundschaft ist möglich.» Ein Sturm der Entrüstung geht durch den Pressewald.

Welche Schlüsse ziehe ich aus diesem Ereignis? Mir ist mit der Initiative Ökumenische Tischgemeinschaft erneut sehr deutlich geworden, wie dringend weitere ökumenische Schritte sind. Zwar tun wir als reformierte und katholische Christen im Kanton Zürich schon vieles gemeinsam, besonders auf dem Gebiet der Diakonie, aber auch auf vielen weiteren Gebieten. Ökumenische Bahnhof- und Flughafenseelsorge, Gemeinsame Beratungsstellen für Ehe und Partnerschaft, gemeinsame Angebote für Lehrlinge, um nur einige zu nennen. Aber es sind darüber hinaus auch weitere Schritte in der eucharistischen Gastfreundschaft nötig. Weit mehr als die Hälfte der Ehen im Kanton Zürich sind konfessionell gemischte Ehen. Weitaus die meisten Kinder und Jugendlichen wachsen heute in einem kirchlichen Zwischenraum auf, zwischen der reformierten und katholischen Kirche. Dass Interzelebration und Interkommunion zur Zeit nicht möglich sind, kann ich den Leuten noch einigermaßen verständlich machen. Aber es gelingt mir nicht, deutlich zu machen, warum Ehepaare aus konfessionsverbindenden Ehen nicht an der Eucharistie bzw. am Abendmahl der Schwesterkirche teilnehmen können. Die eucharistische Gastfreundschaft wird zwar in der Praxis weitgehend gelebt, aber die offizielle Kirche und besonders unsere Bischöfe vertreten immer noch eine lediglich sehr eingrenzte eucharistische Gastfreundschaft. Für mich gilt diesbezüglich, was der Ökumenebrief von Weihbischof Peter Henrici und dem verstorbenen Kirchenratspräsidenten Ruedi Reich schon Ende der neunziger Jahre formuliert haben:

«In manchen Gemeinden beider Konfessionen wird schon heute als Vorwegnahme dieser Einheit eucharistische Gastfreundschaft geübt. Sinn

dieser Gastfreundschaft kann es nicht sein, dass Menschen unvorbereitet am Mahl teilnehmen. Vielmehr soll das Gewissen jedes und jeder Einzelnen respektiert werden, damit sie nach redlicher Selbstprüfung im Sinne ihrer Konfession am Mahl teilnehmen.»

Hinter diese Position können wir als katholische Kirche im Kanton Zürich nicht zurück. Längst wächst in unseren Gebieten ein überkonfessionell christliches Milieu heran, besonders im Bereich der konfessionell gemischten Ehen und Partnerschaften. Dieses Milieu will auch aus der Gemeinschaft mit Christus in Abendmahl und Eucharistie leben. Durch das Band der Taufe sind alle Glieder der einen Kirche Jesu Christi. Diese Einheit darf am Tisch des Herrn nicht weiterhin zu getrennten Wegen führen.

2 Implizite Religion

Als Pfarrer habe ich erlebt, wie in der Pfarrei aktive junge Frauen mir etwas beschämt erzählt haben: «Wir feiern Walpurgisnacht.» «Interessant», habe ich geantwortet, «die Walpurgisnacht geht zurück auf die Heilige Walburga. Sie hat im 8. Jahrhundert in England gelebt.» Die Frauen haben sich in der Folge intensiv mit dem Brauchtum der Walpurgisnacht auseinandergesetzt und schliesslich in einer Mainacht auch um ein Feuer im Wald ihren Tanz aufgeführt.

Warum erzähle ich das? Hans Joas schreibt: Die implizite Religion kann «auch als eine Vielfalt von Anknüpfungspunkten für die Kirchen wahrgenommen werden, die durchaus Chancen und spirituelle Herausforderungen darstellen» (S. 199). Dem kann ich nur zustimmen. In unserer katholischen Kirche gibt es nach wie vor eine starke Tendenz, Säkularisierung als Gefahr und religionsfeindliche Entwicklung zu begreifen und damit alles abzuwehren, was irgendwie mit ausserkirchlicher spiritueller Suche und Praxis zu tun hat. Dass es nichts wahrhaft Menschliches gibt, das nicht auch in den Herzen der Jünger Christi seinen Widerhall fände, wie das Vatikanum II formuliert (vgl. Die Kirche in der Welt von heute, GS 1), ist in breiten Kreisen unserer Kirche noch längst nicht eingeholt. Im Gegenteil: In den vergangenen 50 Jahren hat sich in unserer Deutschschweizer Kirche ein gewisser Rationalismus eingeschlichen, der religiösem Brauchtum gegenüber eher auf Distanz geht. Dabei bietet unser Kirchenjahr eine Fülle von religiösem Brauchtum an, zu dem es Sorge zu tragen gilt. Es ist zumindest seltsam, wenn unsere eigenen Leute Weihrauch und Rauchpfännchen in Esoterik-Läden kaufen und der Meinung sind, etwas ganz Neues entdeckt zu haben.

3 Globalisierung des Christentums

Rund ein Drittel der Katholiken und Katholikinnen im Kanton Zürich sind nicht deutsch-, sondern anderssprachig. Sie kommen nach Zürich, weil sie hier Arbeit und Einkommen finden. So zählen wir heute 21 anderssprachige Missionen und Pfarreien. Wer einmal die englisch- oder spanischsprachige Mission oder die französischsprachige Pfarrei besucht, stellt fest: Das Christentum aus Afrika, Asien, Südamerika ist bei uns angekommen. Die katholische Kirche, die sich seit 150 Jahren in Zürich wieder sammelt, war immer eine Migrantenkirche. Kamen bis vor Kurzem die Einwanderer vor allem aus Europa, so ist heute das weltweite Christentum bei uns angekommen. Das ist Bereicherung und Herausforderung zugleich.

Bereicherung ist es, weil die Migranten intensives religiöses Leben nach Zürich bringen, wo die ansässigen Schweizer Katholiken und Katholikinnen manchmal in einem eher müden Christentum stagnieren.

Die Herausforderungen sind zahlreich. Sie reichen von Spannungen rund um Ansprüche auf Versammlungsräume und Gottesdienstzeiten bis hin zur Frage, was unter Integration der Anderssprachigen in die deutschsprachigen Pfarreien zu verstehen ist. Unser Konzept zur Migrantenpastoral sagt: Heute geht es darum, den Parallelismus von deutschsprachigen Pfarreien und Missionen zu überwinden und vor Ort eine Pastoral zu entwickeln, wo die deutsch- und anderssprachige Bevölkerung gemeinsam an einer katholischen Gemeinschaft aus vielen Sprachen und Kulturen baut. Integration ist zum einen ein gegenseitiger Vorgang, zum andern geht es mehr um die strukturelle Integration als um die kulturelle. Strukturell kann vieles gemeinsam erfolgen (z. B. gemeinsamer Religionsunterricht in den Schulen, gemeinsame Sakramentenvorbereitung in den Pfarreien, Zusammenlegung von Sekretariaten und Verwaltungen, Finanzierung). Die anderssprachigen Missionen haben aber ein Recht auf eine religiöse und kulturelle Identität.

Die vielfältigen Herausforderungen durch die Globalisierung des Christentums rufen nach Dialog: Zwischen den christlichen Konfessionen und den anderen Religionsgemeinschaften.

Auch dazu zum Schluss noch ein Beispiel: Die Stadt Zürich hat vor zwei Jahren im Stadthaus die Ausstellung «Ein Stück Himmel auf Erden»² organisiert. Dabei haben sich die 16 Ostkirchen vorgestellt, die in Zürich ansässig sind. Mittlerweile versuchen wir als katholische Kirche, alle Ostkirchen aus byzanti-

2 Dokumentiert und erzählt in Peter WITTMER, *Ein Stück Himmel auf Erden*. Ostkirchen in Zürich, mit Fotografien von Vera Markus, Zürich 2011.

nischer und altorientalischer Tradition miteinander um einen Tisch zu versammeln und den Dialog zu fördern. Das ist nicht ganz einfach. Aber am Dialog führt kein Weg vorbei.

Leben in kontingenter Gewissheit

ESTHER STRAUB

1 Ein Blick aus der kirchlichen Praxis

«Ein Blick aus der Praxis»: So lautet die Aufgabe für diesen Artikel. Aus einer kirchlichen, lokal verankerten Innenperspektive gilt es, die über den Glauben angestellten soziohistorischen und religionssoziologischen Überlegungen zu überprüfen.

Ich knüpfe an die prägnante Wendung von Hans Joas an, dass wir «in kontingenter Gewissheit»¹ leben. Sie bringt das Selbstverständnis des Glaubens auf den Punkt: Als reformierte Christin stelle ich fest, dass sich meine Glaubensgewissheit von der Einsicht in die Kontingenz ihrer Entstehung nicht erschüttern lässt, herausfordert vom Pluralismus religiöser Optionen und von der Option, gar nicht zu glauben, ist sie dennoch.

Wie stellt sich die Glaubensgemeinschaft, zu der ich gehöre und in der ich als Pfarrerin tätig bin, dieser Herausforderung? Wie gestaltet sie das ökumenische Gespräch mit anderen Konfessionen, bei welcher Gelegenheit tritt sie in einen interreligiösen Dialog mit anderen Religionsgemeinschaften, und wie kommuniziert sie mit Menschen, die nicht glauben?

Schlaglichtartig soll der Blick aus der lokalen kirchlichen Praxis diese drei Ebenen des Dialogs beleuchten und dabei auf die Diskussionen der Tagung rückblickend Bezug nehmen.

2 Das ökumenische Gespräch

Religionen seien mehr als logisch konsistente Systeme von Sätzen – so lautet eine These des Buchs von Joas –, sie beruhten auf intensiven Erfahrungen, die

1 Hans JOAS, *Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums*, Freiburg i. Br. 2013, 148.

sich in Geschichten und Mythen Ausdruck verschaffen, und sie ermöglichten die Teilhabe an Ritualen, die selbst wieder Quellen von Erfahrungen seien. All diese Erfahrungen, Symbolisierungen und Narrationen würden sich nicht auf Formeln reduzieren lassen.²

Am 4. Februar 2014 hat das Schweizerische Pastoralsoziologische Institut SPI die Ergebnisse einer Umfrage an der katholischen Basis publiziert.³ Diese bestätigen die bereits bekannte Differenz zwischen der Lebenswelt der meisten Katholikinnen und Katholiken und den kirchlichen Lehren. Gleichzeitig wurde festgestellt, dass die Kirchenbasis trotz ihrer Kritik an der Lehrmeinung grossen Wert auf die Rolle des Glaubens in der Familie und der Kindererziehung legt. Ähnliche Umfragen zeigen, dass auch die reformierte Kirchenbasis auf Distanz steht zu ihrer eigenen Glaubenstradition und sich wenig mit ihr auseinandersetzt, was in einer bekenntnisfreien Kirche allerdings kaum zu Konflikten führt.

Die Entstehung eines neuen überkonfessionell-christlichen lebensweltlichen Milieus, wie es Joas skizziert,⁴ ist vor diesem Hintergrund plausibel. Interkonfessionelle Ehen und Familien führen gewissermassen zu einer vorthologischen Ökumene, die die Kirchenleitungen herausfordert. Die Annäherung oder Durchdringung der Konfessionen muss jedoch auch theologisch erarbeitet werden.

Ich finde es spannend zu sehen, dass diejenigen interkonfessionellen Paare, die ein kirchliches Trauritual überhaupt suchen – das ist heute eine Minderheit – und einen ökumenischen Gottesdienst wünschen, im vorbereitenden Gespräch engagiert und ernsthaft über das unterschiedliche Eheverständnis ihrer Konfessionen diskutieren und Überlegungen anstellen, wie das Ritual vonstatten gehen bzw. in welcher Deutung es vollzogen werden soll. Symbolisierungen werden in solchen Gesprächen auf einen theologischen Diskurs zurückbezogen, der sie interpretiert. Das Vorhandensein eines überkonfessionell-christlichen lebensweltlichen Milieus ersetzt nicht die theologische Arbeit im ökumenischen Gespräch. Doch damit dieses Gespräch überhaupt auf einer verlässlichen Grundlage erfolgen kann, sind mutige Schritte nötig, wie sie Generalvikar Josef Annen betont hat,⁵ mutige Schritte, die Gemeinschaft in Abendmahl und Eucharistie trotz theologischer Differenzen zu ermöglichen.⁶

2 JOAS, *Glaube* (wie Anm. 1) 151.

3 Online unter: www.bischoefe.ch/dokumente/communiques/umfrage-zur-familienpastoral-ergebnisse.

4 JOAS, *Glaube* (wie Anm. 1) 105.

5 Siehe den Beitrag von Josef ANNEN in diesem Band.

6 Zum Gespräch mit enthusiastischen christlichen Strömungen, die in die Schweiz migrieren, lässt sich Analoges sagen. Zu den Herausforderungen dieses Gesprächs hat Frau Baumann klare Ausführungen gemacht (Siehe den Beitrag von Eva BAUMANN-NEUHAUS in diesem Band).